

Niemand besitzt Gott so, daß er nicht mehr auf ihn warten müßte, und niemand kann auf Gott warten, der nicht wüßte, daß Gott schon längst auf ihn gewartet hat.

Dietrich Bonhoeffer

Was der Papst vorfindet

Nach anfänglichem Zögern – zunächst wollten angeblich manche Bischöfe nicht so recht, dann ließ Rom mit einer endgültigen Zusage auf sich warten – haben sich alle, die der Besuch des Papstes direkt angeht, ans Organisieren gemacht. Sie – die kirchlich oder staatlich für die Vorbereitung der Reise Verantwortlichen – sollen dabei so gründlich zu Werke gegangen sein, daß aus Rom zwischendurch die Meinung zu hören war, es würde zum guten Schluß wohl nichts mehr zusammenstimmen, da kaum Platz für Unvorhersehbares bleibe, der Papst aber wegen seines sehr persönlichen, Raum und Zeit nur bedingt achtenden Stils sich in kein noch so gut präpariertes Schema pressen lasse. Und natürlich gab es vorweg auch Peinlichkeiten, ziemlich unangenehme sogar, von *Remigius Bäumer* bis *Martin Luther*, von Bischof *Marcinkus* bis *Helmut Schmidt*. Aber wenn *Johannes Paul II.* in der vermutlich nebligen Morgenfrühe des 15. November in Köln-Wahn landet, werden nicht nur die Wegbereiter – die Planer, Unterhändler und Sicherheitsstrategen – von Osnabrück bis Altötting – beste Arbeit geleistet haben; der Papst kann auch – nebst manchem Gemurmel, ob das alles so sein müsse und was es denn bringe, wenn der oberste Hirte der Kirche im Eilmarsch durch die Lande reise und die Massen ihm jubeln – mit einer überaus freundlichen Aufnahme und mit Sympathien in der deutschen Bevölkerung weit über den engeren Kreis praktizierender Christen katholischer Konfession hinaus rechnen. Diese Sympathien gelten nicht nur dem Papst als oberstem Amtsträger der katholischen Kirche; sie gelten nicht weniger der Person *Karol Wojtyła*, der Deutschland von früheren Besuchen gut kennt und an dessen Erhebung zum Nachfolger Petri deutsche Kardinäle nicht unbeteiligt waren. Das teilweise auch persönliche enge Vertrauensverhältnis des Papstes zu manchem deutschen Bischof wird Begegnung und Gespräch zusätzlich erleichtern.

Doch da der Besuch des Papstes einer regionalen Kirche gilt, kann er weder wie ein x-beliebiger Staats- oder Starbesuch ablaufen, noch darf er, wenn er geistlich etwas bewir-

ken soll, einfach eine Angelegenheit zwischen dem Papst, den politischen Mandatsträgern und den Bischöfen mit frommer Kulisse und vielem Volk als Statisten bleiben. Wenn ein Funke überspringen soll auf das Leben dieser Kirche, dann ist es nicht unwichtig, sich zu vergegenwärtigen, was der Papst, wenn er nach Deutschland kommt, an Kirche hier eigentlich vorfindet und was davon beim Besuch selbst hervortritt oder möglicherweise auch nicht sichtbar wird.

Das Erbe langer Tradition: einen relativ geschlossenen und romtreuen Katholizismus

Eine französische Zeitung schrieb, als der Besuch in Deutschland angekündigt wurde, der Papst werde dort einer „lebendigen und machtvollen Kirche begegnen“ (*La Croix*, 8. 8. 80). Die „Süddeutsche Zeitung“ sprach nüchtern und gewiß ohne jede gewollte Einseitigkeit bei gleicher Gelegenheit von der „finanziell am besten ausgestatteten Kirche“. Ausländische Besucher, ob aus westlichen Nachbarländern, aus Osteuropa oder aus Übersee, rühmen den hohen Organisationsgrad der Kirche hierzulande, die Vielfalt katholischer Verbände, Vereine und Gremien, *das solide katholische Pfarrsystem*, die besondere Leistungsfähigkeit kirchlicher Sozialdienste, die nicht nachlassende Spendenfreudigkeit deutscher Katholiken, das öffentliche Ansehen ihrer Bischöfe und die wissenschaftliche, durch staatliche Fakultäten abgestützte Qualität deutscher katholischer Theologie.

Der Papst selbst hat, als er in einer öffentlichen Audienz in Castel Gandolfo seinen Besuch ankündigte, den „wertvollen Beitrag“ des deutschen Katholizismus „zum geistlichen und kulturellen Erbe der Gesamtkirche“ gewürdigt (vgl. *Osservatore Romano*, 11. 8. 80) und der deutschen Bevölkerung eine „tiefe Verwurzelung in der christlichen Tradition“ attestiert. (Zu Journalisten soll er anlässlich

gelegentlicher Kurzgespräche bei anderen Reisen in bezug auf die Bundesrepublik allerdings von einer „eher schwierigen Kirche“ etwas gesagt und zugleich angedeutet haben, er fühle sich durch die Kritik, die er hierzulande erfahre, mit besonderem Interesse herausgefordert.)

Die Kirche in der Bundesrepublik hat zweifellos einiges vorzuweisen. Sie ist *keine schwache und auch keine eben nur geduldete Kirche*. Sie kann in einem öffentlichen Klima arbeiten, das zwar gewiß nicht von kirchlichem Geist bestimmt ist, das der Kirche aber auch nicht jede Aufmerksamkeit vorenthält. Was sie sagt und was sie tut, wird in der profanen, vor allem politischen Öffentlichkeit überwiegend mit Achtung, wenn auch nicht kritiklos und auch nicht in jedem Fall mit Interesse zur Kenntnis genommen. Und trotz ständiger Klagen über Fehl- oder Minderbehandlung kirchlich-religiöser Fragen in den publizistischen Medien und des Fehlens eines über die Kirchenzeitung hinausreichenden katholischen Pressewesens kann sich die Kirche in Deutschland der großen Öffentlichkeit durchaus mitteilen, fehlt es nicht an kirchlichen und weltlichen Transmissionsriemen, auch nicht an Einfluß der Bischöfe und der in deren Auftrag tätigen zentralen oder diözesanen Arbeitsstellen. Das öffentliche Klima insgesamt ist nicht kirchenfeindlich – trotz gelegentlicher Aktionen einzelner Gruppen, die auf eine schärfere Eingrenzung kirchlichen Einflusses im gesellschaftlichen Bereich zielen.

Was über die Caritas, über das kirchliche Beratungswesen, über die soziale Aktivität der Gemeinden zur Linderung materieller und immaterieller Not beigetragen wird, findet über den Bereich der Kirche hinaus Anerkennung. Das institutionelle Gefüge der Kirche ist nicht nur im Hierarchischen, sondern auch im Bereich der Gruppen und Verbände, der Laienaktivitäten also, intakt geblieben. *Der deutsche Katholizismus hat sich innerkirchlich einen hohen Grad an Geschlossenheit bewahrt*. Selbst wenn bischöfliche Erklärungen großen öffentlichen Streit auslösen, wie vor einigen Wochen der „Wahlhirtenbrief“, kann regelmäßig mit einer Kette von Zustimmungen kirchlicher Gremien und katholischer Verbände – von den katholischen Familienverbänden bis zur katholischen Arbeiterbewegung und, von Ausnahmefällen abgesehen, selbst von den in letzter Zeit aufmüpfigen Jugendverbänden – gerechnet werden. Wenn es um *wirkliche Grundfragen*, seien es solche der öffentlichen Moral, seien es solche des Glaubens, geht, können die Bischöfe jeweils auf eine breite Übereinstimmung unter den Gläubigen zählen. Die relativ hohe, aus den Katholizismus-Strukturen des 19. Jahrhunderts überkommene Geschlossenheit in Glaubens- wie in Gesellschafts- und Moralfragen hat neben dem entspannten sozialen Klima in der Bundesrepublik dazu beigetragen, daß selbst in Zeiten lebhafter Turbulenzen und der Überschwemmung durch ideologisches Treibholz, wie sie in den Jahren nach dem Konzil auf der Tagesordnung waren, innerkirchliche Gegensätze und Spannungen im Rahmen geblieben sind und durch Einrichtungen wie die Gemeinsame Synode, deren Ergebnis von den Bischöfen allerdings nur halbherzig getragen

wird, das Zentralkomitee der deutschen Katholiken, teilweise durch die Bischofskonferenz selbst auf eine vernünftige Weise kanalisiert werden konnten. Extreme blieben so an den Rändern, hatten weiter in der Mitte nie eine Chance, auch wenn es von den Verantwortlichen hin und wieder anders gesehen wurde und noch gesehen wird.

Alles, was diese Kirche an Theologie, an Gemeindegarbeit, an sozialer und Bildungsaktivität auch über den eigentlichen Verkündigungsauftrag hinaus erbringt, ist einigermaßen solide, auch wenn in vielen Bereichen die Kräfte erlahmen und man sich bei so manchem katholischen Berufs- oder Personalverband fragt, wer denn hinter dessen Sprechern steht. Diese Kirche lebt – auch das ist zuzugeben –, wenn man sie von ihren Mitgliedern her auf diejenigen reduziert, die eine persönliche Bindung an das kirchliche Leben haben, zu einem guten Teil aus fremder Hand; denn nur eine immer noch kleiner werdende Minderheit der Kirchensteuerzahler hat eine solche persönliche Bindung. Und selbst die deutsche katholische Theologie verdankt einen Großteil ihrer Weltgeltung nicht einem innerkirchlich forschungs- und diskussionsfreundlichen Klima, sondern neben der wissenschaftlichen Herausforderung durch die protestantische Theologie dem Institut staatlicher theologischer Fakultäten.

Nicht eine schwierige, eher eine satte Kirche

Dennoch sind die hauptsächlichlichen Defizite nicht hier zu sehen. Es wäre zu einfach, wollte man die institutionelle Stärke der katholischen Glaubensgemeinschaft hierzulande, ihr relativ stabiles inneres Gleichgewicht, ihre vergleichsweise eindrucksvolle gesellschaftliche Präsenz und die relativ hohe Hilfsbereitschaft ihrer Führung und ihrer Gläubigen anderen Kirchen und Völkern gegenüber in erster Linie nur auf deren Finanzausstattung, auf die knapp vier Milliarden Kirchensteueraufkommen und Staatszuwendungen zurückführen.

In dieser Kirche gibt es ein *durchaus kirchlich verwurzelt Glaubensleben*, versuchen Eltern ihre Kinder nach christlichem Gewissen zu erziehen, mühen sich Religionslehrer und Prediger um die Vermittlung eines soliden religiösen Wissens und um ein nicht weltfremdes Glaubenszeugnis, wirken Katholiken – organisiert oder nicht – als bewußt gläubige Menschen an einer verantwortbaren Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse mit, tragen Theologen – Kleriker, Ordensleute und Laien unter ihnen – auch in der Begegnung mit anderen Wissenschaften und Erkenntnisweisen zu einem Glaube und Vernunft versöhnenden christlichen Lebenszeugnis bei. Und das alles geschieht in einer selbstverständlichen Nähe zur Gesamtkirche und auch in einer selbstverständlichen Treue gegenüber Rom bei gleichzeitig wachsender Offenheit zu den anderen christlichen Kirchen, vor allem zu den evangelischen Christen im eigenen Lande.

Daß es da auch Konflikte gibt, nicht nur von deutschen Theologen mit den bischöflichen und päpstlichen Glau-

bensbehörden, sondern auch von Priestern und kirchlichen Angestellten mit ihrem Bischof oder sonstigen kirchlichen Autoritäten und von zahlreichen Gläubigen mit Direktiven des kirchlichen Lehr- und Leitungsamtes, ist bekannt. Auch bekannt ist, daß es eine wachsende Kirchendistanziertheit nicht nur unter Jugendlichen, sondern unter vielen erwachsenen Laien – es sind gewiß nicht immer die schlechtesten unter den Katholiken – gibt, die in dieser Kirche nicht auf Umgangsformen treffen, die ihnen von der profanen Gesellschaft als humane Grundformen der Mitmenschlichkeit selbstverständlich sind, oder die die nötige geistliche Hilfe für ihr tägliches Leben, sei es im Gottesdienst, sei es in den verschiedenen Lebensäußerungen der Gemeinden nicht zu finden glauben. Aber auch hier gibt es noch Loyalität, Bereitschaft zum Mittun, zur Auseinandersetzung, zum Ringen um die rechten Lösungen. Man will nicht abgeschrieben sein, zieht sich auch nicht einfach in ein religiöses Privatleben zurück. Auch wo der „kognitive Streß“ für den katholischen Laien besonders groß ist und kirchliche Bindung extrem schwierig wird, sind gelebter Glaube und Kirchlichkeit noch da. Eine schwierige Kirche, gar schwieriger als europäische Nachbarkirchen ist die Kirche in der Bundesrepublik nicht. Die viel größeren Probleme und Defizite liegen auf der Kehrseite solider Finanzausstattung, institutioneller Geschlossenheit und organisatorischer Präsenz: eine gewisse Saturiertheit bei gleichzeitiger Verminderung der Wirkung der Kirche auf den einzelnen.

Das wird vor allem deutlich in einem *offenkundigen Mangel an geistlicher Ausstrahlungskraft*. Was an geistlicher Erneuerung in der katholischen Kirche der Bundesrepublik bewirkt wird, geht ganz vorwiegend aus von kleinen Zirkeln und Gruppen, bleibt aber durchwegs auch auf diese Gruppen, auf Angehörige von Säkularinstituten, Familienkreisen und anderer geistlich-religiösen Gemeinschaften beschränkt. Es gibt gegenwärtig keine großen geistlichen Bewegungen weder in den Orden noch in der Geistlichkeit, noch in der Laienschaft. Dem Seelsorgsbetrieb selbst fehlt es vielfach an spiritueller Kraft, auch der eigentlichen Verkündigung, und dies trotz eines intensiven theologischen Studiums und langer Jahre der Priesterausbildung im tridentinischen Seminar. Unter Pfarrern und Bischöfen gibt es eine Menge guter Organisatoren und Verwalter, viele unermüdliche Schaffer, und natürlich auch manch mannhaften Prediger, aber nur in seltenen Ausnahmen Vorbilder an geistlicher Kraft, von denen auf das nähere und weitere kirchliche und gesellschaftliche Umfeld etwas überspringt. Man lebt mehr die Institution als das Pneuma und ist mehr von der Rolle der gesellschaftlichen Führungspersönlichkeit, was noch nicht unbedingt Volksnähe heißt, geprägt als von der spirituellen Mitte der Kirche her. Da in einer größtenteils unkirchlichen Umwelt die Menschen ein besonderes Gespür für jedes hohle geistliche Wort haben, ist dieses Defizit besonders gravierend.

Es gibt gegenwärtig darüber hinaus keine biblische Spiritualität, die über Predigt, Gottesdienst und Jugendarbeit die Gemeinden formen würde, und kaum prägende oder

feststellbare Züge einer Laienspiritualität, die auf das gesellschaftliche Umfeld der Kirche ausstrahlte. Was von der Kirche her gesellschaftlich vermittelt wird, ist meist mehr Maxime oder Prinzip als Lebensform. Vielleicht sind Ansätze einer stärker welthaften geistlichen Erneuerung am ehesten in Gruppen vorhanden, die ökumenisch ausgerichtet sind und wo evangelische und katholische Christen bis in das Gebet hinein gemeinsam auf dem Wege sind. Schon das wäre Hinweis genug, Ökumene nicht nur als Dialogökumene im theologischen und amtskirchlichen Bereich zu fördern, sondern vor Ort zu ermutigen.

Einen Katholizismus, der in Gefahr ist, seine prophetische Kraft zu verlieren

Es ist sodann *eine gewisse Blindheit gegenüber massiven Veränderungen im Gesamtfeld der Gesellschaft, besonders im religiösen Bereich*. Man läßt sich gerne beeindrucken vom Zustrom Jugendlicher und Erwachsener bei religiösen Massenveranstaltungen. Die Großveranstaltungen anlässlich des Papstbesuches dürften sogar ein Musterbeispiel dafür werden. Man freut sich der vielen, die kommen, und verdrängt darüber – ein bißchen nach dem Motto: Statistiken beweisen ohnehin nichts –, daß die überwiegende Mehrheit der getauften Katholiken auch zu einem solchen Ereignis keinen oder einen nur äußerlichen Bezug hat und kaum in einer bewußten persönlichen Beziehung zu christlichem Glaubensgut steht.

Die Bundesrepublik ist ein exemplarisch säkularisiertes Land trotz manch enger Verbindung von Christentum und Öffentlichkeit, Kirche und Staat. Die Bevölkerung bezieht gewiß einen Gutteil der eigenen Kultur- und Verhaltensformen noch aus christlichem Traditionsgut, aber weitgehend in säkularen Übersetzungsformen und vielfach nicht mehr bewußt. Auch innerhalb des katholischen Bevölkerungsteils sind die Katholiken mit bewußter kirchlicher und gottesdienstlich-sakramentaler Bindung eine Minderheit, die in großstädtischen Ballungsgebieten und in den vorstädtischen Wohnsilos gelegentlich unter 10 Prozent bleiben. Es ist da – von Teilbereichen vielleicht abgesehen: *Karl Forster* wollte jüngst ein neu wachsendes religiös-kirchliches Interesse bei einem nicht geringen Teil von Frauen der mittleren Altersjahrgänge festgestellt haben – auch kein Umkehrtrend zu erkennen weder bei den Jugendlichen noch bei den Erwachsenen. Und selbst eine verstärkte Hinwendung zu diffusen Formen von Religiosität sollte nicht überschätzt werden. Alles deutet darauf hin, daß der Sog zu einer mehr oder weniger glaubens-, wenn auch nicht religionsfreien Säkularität sich eher noch verstärkt. Die Kirchenbänke bei den sonntäglichen Gottesdiensten werden nicht voller, eher in den letzten Jahren noch leerer. Und das wohl nicht nur, weil das Gefühl umgeht, im Raum der Kirche doch nicht Antworten auf das zu bekommen, was die Leute geistig wirklich bewegt, sondern weil ob der Vielzahl geistiger Surrogate die Plausibilität religiöser Fragen von vielen nicht erkannt wird. Dieser Zustand *glaubensfreier oder die Lebenswirkung*

Glaubender in der Gesellschaft neutralisierender Säkularität im öffentlichen Klima und in längeren Phasen der Einzel Lebensläufe wird durch die gute öffentliche Position der Kirche als Institution vielfach überdeckt. Da das eigene Milieu zur institutionellen Mitte hin noch als relativ homogen kirchlich-katholisch erscheint, nimmt man Umschichtungen im größeren sozialen Umfeld wenig zur Kenntnis, glaubt sich weiter von einem Strom christlicher Tradition getragen und formuliert Erklärungen an die säkulare Öffentlichkeit so, als ob es nur vom guten Willen der politisch Verantwortlichen oder der Parteien abhänge, die aus christlichen Bewußtsein erhobenen Forderungen auch durchzusetzen.

Diese relative Blindheit für die vorgegebenen säkularen Voraussetzungen christlicher Verkündigung hat Folgen in den verschiedensten Bereichen und erklärt zum Teil die kirchlich gegenwärtig herrschende Ängstlichkeit und Reformunwilligkeit.

Nur zwei Beispiele seien dafür genannt: Auch für die Bundesrepublik gilt, was jüngst auf der Bischofssynode der belgische Primas, Erzbischof *Godfried Daneels*, gesagt hat: Wohl zum erstenmal sei *eine Generation von Eltern nicht mehr in der Lage, den christlichen Glauben an ihre Kinder weiterzugeben* (vgl. *Le Monde*, 7. 10. 80). Man könnte auch sagen, diese Generation von Eltern muß es zum erstenmal ganz bewußt und in eigener Verantwortung tun, ohne dabei von der eigenen Lebensform getragen zu sein und ohne die Aufgabe auf den Religionsunterricht oder die Gemeinde delegieren zu können, und ist deswegen überfordert. Da von daher Katechese und Religionsunterricht ihrerseits wenig an Wissen und religiöser Einübung und kaum religiöses Interesse voraussetzen können, brauchen Religionsunterricht und Katechese mehr „hermeneutischen“ Spielraum: auch bei der Suche nach einem längerfristig gangbaren Weg. Dabei müssen kurz- und mittelfristig auch Fehler in Kauf genommen werden. Man will aber diesen Spielraum nicht lassen, sondern gibt der Orthodoxie im Detail den Vorrang – „Gott“ und „Gottessohn“ müssen jeweils „sinnrichtig“ genau an der richtigen Stelle zu finden sein, dann ist die Unterrichtsvorlage gut – und verhindert dabei, daß dem Menschen geholfen wird, im Glauben sich selbst zu finden.

Ein anderes Beispiel, das vorhin bereits angedeutet wurde: Weil die Kirche institutionell sehr gefestigt ist, „vergißt“ man *im öffentlichen Sprechen der Kirche* (vgl. ds. Heft, S. 570ff.) über den Horizont des Institutionellen hinauszublicken, spricht sozusagen von Institution zu Institution und erreicht damit gar nicht den eigentlichen Adressaten: die Bevölkerung, in der sich Haltungen und Wertvorstellungen verändern. Nichts könnte die relative seelsorgliche Sprachlosigkeit der Kirche in der Bundesrepublik besser verdeutlichen als die Art der Adressierung von Fragen der öffentlichen Moral durch sie.

Das eben Gesagte hat aber noch mit einem tieferen Problem zu tun. Weil selbst vorwiegend als geschlossene Institution mit im Verhältnis zur Spitze stark geschmälerter Basis öffentlich profiliert, droht der Kirche im öffentlichen Bewußtsein und teilweise auch in den Augen ihrer Gläubi-

gen Überanpassung. Sie erscheint als „relevante Gruppe“ oder Institution unter anderen Gruppen und Institutionen und damit trotz manchen Widerspruchs gegen die jeweils Regierenden einfach als *integrierter Teil der säkularen Gesellschaft*, als Teil des Systems Bundesrepublik, so schlecht oder gut dieses System in sich sein mag. Es ist klar, daß die Kirche auch auf diese Weise vielfältige Aufgaben erfüllen kann: durch seelsorgliche Betreuung der eigenen Gläubigen, wenigstens derer, die vom säkularen Umfeld scheinbar unberührt bleiben; als moralische Autorität für gesellschaftliche und politische Belange; als Anmahnerin von Wertordnungen und Grundsätzen öffentlicher Sittlichkeit. Aber als überangepaßte, wenn auch institutionell durchaus leistungsfähige Kirche kommt sie besonders stark in die *Gefahr, den eigentlichen Adressaten, den einzelnen als menschlichen Fragenden und existentiell-religiös Suchenden zu verlieren*. Und vor allem droht ihr und allem, was sich religiös, sozial und kulturell als Katholizismus darstellt, in einer menschlich-gesellschaftlichen Situation, die dieser besonders bedürfte, der Verlust ihrer prophetischen Funktion.

Sorgen, die den Besuch begleiten

Richtete sich das bisher Gesagte durchwegs auf die kirchlich-gesellschaftlichen Verhältnisse in der Bundesrepublik nicht ohne die Hoffnung, der Papst, dem religiöse und menschliche Ursprünglichkeit niemand absprechen wird, möge nicht nur generell ermuntern, sondern durch seine Art, Menschen verschiedenster Lebenslage und Herkunft anzusprechen, etwas von dem vielen, was unbeweglich und steril geworden ist, neu in Bewegung setzen und etwas von dem prophetischen Feuer, das von seinem Pontifikat ausging, der eher satt und schwerfällig gewordenen Kirche hierzulande mitteilen, so seien zum Schluß doch auch Sorgen registriert, die mit dem Papstbesuch selbst zu tun haben. Es sind vor allem zwei.

Die erste ist ökumenisch: *Ökumenische Akzente* gab es bei den bisherigen Reisen Johannes Pauls II. nur am Rande in flüchtigen Begegnungen mit Gesprächspartnern unterschiedlichster Art. Der Rat der EKD hat sehr frühzeitig den Wunsch nach einem echten Gedankenaustausch während des Papstbesuches angemeldet. Wie die bisherigen Reisen des Papstes auf Begegnungen mit den Volksmassen und nicht als Gesprächsbesuche angelegt waren, wird zu einem wirklichen Gespräch auch in diesem Falle wenig Raum bleiben. Im Stammland der Reformation ist ein solches Gespräch allerdings ein selbstverständlicher Akt ökumenischer Courtoisie. Aber entscheidender wird sein, in welcher ökumenischen Perspektive der Papst den katholischen Glauben verkündet. Noch nie ist das Papsttum ökumenisch chancenreicher gewesen als gegenwärtig. Johannes Paul II. kann wacher und wohlwollender Aufmerksamkeit evangelischer Kirchenmänner und Christen sicher sein. Davon, wie er die Akzente setzt, wird nicht nur in diesem Lande einiges für das Verhältnis der Kirchen zueinander abhängen.

Die zweite ist innerkatholisch: Es werden in Deutschland nicht wenige sein, die mit der *Moralverkündigung des Papstes* besonders in Frage von Familie und Sexualität nicht einverstanden sind oder nicht einverstanden sein können. Sie leben als Christen und verweigern ihrer Kirche nicht das Gehör. Aber sie haben den Eindruck, daß eine eher plakative, auf Massen zugeschnittene Verkündigung dem Ernst mancher Fragen und Erfahrungen trotz aller wünschenswerten Klarheit nicht gerecht wird. Die

Bischofssynode in Rom hat in ihrem ersten Diskussionsdurchgang ein Beispiel dafür gegeben, wie differenziert gerade Fragen der Familienmoral von der Geburtenregelung bis zur kirchlichen Situation der Geschiedenen weltkirchlich gesehen werden (vgl. ds. Heft, S. 542). Auch hier könnte der Papstbesuch Entfremdung verstärken – oder ein Zeichen der Hoffnung setzen. Er ist angetreten als ein Papst, der Mut macht zum Glauben und zum Leben. Darauf werden viele setzen.

D. A. Seeber

Vorgänge

Bischofssynode: zwischen Pastoral und Doktrin

Die römische Bischofssynode beschäftigte sich auf ihrer Fünften Vollversammlung vom 26. September an einen Monat lang mit den Aufgaben der christlichen Familie in der Welt von heute, einem gleichermaßen dringlichen wie schwierigen Thema (vgl. den vorbereitenden Problembericht in HK, Oktober 1980, 498ff.). Einen ersten vorbereitenden Anlauf zur Strukturierung des komplexen Themenfeldes hatten die im Frühjahr 1979 erarbeiteten „Lineamenta“ unternommen (vgl. HK, August 1979, 386f.). Sie stießen nicht zuletzt wegen mangelnder Differenzierung in der Analyse der Wirklichkeit der christlichen Familie weithin auf Kritik. Das unter Berücksichtigung der Stellungnahmen der einzelnen Bischofskonferenzen etwa ein Jahr später erstellte „Instrumentum laboris“ weist zwar den gleichen Grundaufbau wie die Lineamenta auf (Dreischnitt von Situationsbeschreibung, theologischer Reflexion und Darstellung der pastoralen Probleme), geht aber in diesem Rahmen genauer auf die unterschiedlichen Situationen der Familie im gegenwärtigen Prozeß gesellschaftlichen Wandels ein und zeigt mehr Sensibilität für pastorale Anliegen, ohne die feste Haltung in Lehrfragen aufzugeben. In der Einleitung des „Instrumentum laboris“ ist zu lesen, die Synodenväter sollten sich nicht so sehr mit dem Text

des Dokuments als mit dem beschäftigen, „was zum Wohl der Familie zu beraten und auszuführen sein wird“. Dieser Aufforderung wurde in der ersten Phase der Synodenarbeit mit bemerkenswerter Offenheit entsprochen. Als Auftakt zu den über 160 Interventionen im Plenum (dazu kamen noch zahlreiche nur schriftlich vorgelegte Eingaben) versuchte Kardinal Joseph Ratzinger in seinem Einführungsbericht in Anlehnung an die Gliederung des Instrumentum das Thema der Synode zusammenfassend auf den Begriff zu bringen. Grundlegende Akzente seiner Analyse waren die *Krise der Familie* als Folge der Krise der traditionellen Kultur, die Gefahr des Materialismus, der letztlich auf die Abschaffung der Familie hinsteuere, sowie die Charakterisierung der christlichen Ehe, die in ihrem Wesenskern keine Erfindung der westlichen Kultur sei, als etwas „Heiliges“, das zu einem Stand, zu einer dauerhaften und verantwortlichen Lebensform führe. Ratzinger schloß mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit, daß die christlichen Familien der moralischen Revolution Lebenskraft verleihen sollten, die der Herrschaft des Konsums die Verantwortlichkeit des einen gegenüber dem anderen wie gegenüber Gott entgegenstellten. Kennzeichnend für die allermeisten Interventionen waren weniger solche

Perspektiven als das engagierte Aufgreifen der *vielfältigen konkreten Probleme*, vor die sich die christlichen Familien gegenwärtig gestellt sehen, verbunden mit zahlreichen Vorschlägen und Empfehlungen für das künftige Denken und Handeln der Kirche in diesem Bereich. Die Beiträge zeigten dabei eine beträchtliche Bereitschaft der Bischöfe, sich auf die Situation der Familie in ihren Ländern und Ortskirchen wirklich einzulassen. Das *Spektrum der Gefährdungen, Schwierigkeiten und Nöte*, wie es von Synodenvätern aus allen fünf Erdteilen mit unterschiedlicher analytischer Kraft eingebracht wurde, war so breit und vielfältig, daß mit Recht die Frage gestellt werden konnte, ob es die „christliche Familie“ überhaupt gebe. „Es scheint unmöglich zu sein, von einem einzigen Modelltyp der Familie zu sprechen, der für alle Völker, Kulturen und Epochen gilt“ (Bischof Alfred Datubara, Medan, Indonesien). Einige zentrale Stichworte können hier genügen: die Armut unzähliger Familien (besonders von lateinamerikanischen Bischöfen beklagt); der Stellenwert traditioneller Familienmodelle angesichts der gegenwärtigen Veränderungen (Hauptanliegen der afrikanischen Bischöfe); Probleme christlicher Familien als verschwindende Minderheit in einer von anderen Religionen geprägten Umwelt, wie sie sich vor allem in Asien stellen; die Herausforderung der Familie durch die Wertvorstellungen einer weithin säkularisierten Gesellschaft (Tenor europäischer und